

Marlene
Bierwirth

LITERATUR
SPIEGEL
Bestseller

**Warum man
den Krebs nicht
allein besiegt**

*Meine Medizin
seid ihr!*

Eden
BOOKS

maßlos ärgert. Kann nicht einfach mal wieder alles normal sein? Essen ohne Übelkeit oder Appetitlosigkeit? Ich kann die Blicke meiner Mama förmlich auf mir spüren. Eine Mischung aus Sorge und Strenge in Bezug auf mein Essverhalten. Ich beginne mich selbst unter Druck zu setzen und möchte den Teller wirklich leer essen. Ich bin schon mit der Hälfte der Portion fertig, da spüre ich ein komisches Gefühl in der Magengegend.

»Ich gehe mal eben auf die Toilette«, verabschiede ich mich flugs und verlasse den Raum. Ich schließe die Tür hinter mir ab, setze mich auf den geschlossenen Klodeckel und hoffe, dass das Gefühl gleich von allein wieder verschwindet. Doch es wird nicht besser, letztendlich muss ich mich übergeben. Ich wische mir die Tränen aus dem Gesicht, die mir jedes Mal vor Panik und Ekel hochsteigen. Ich schaue in den Spiegel, richte meine Haare, wasche mir den Mund aus und verlasse so normal wie möglich das Bad. Ich hoffe, davon hat keiner etwas mitbekommen. In der Küche schmeiße ich den Rest des Essens auf meinem Teller weg und erkläre meinen Eltern, dass ich keinen Hunger mehr habe. Ich merke, dass meine Eltern verunsichert sind, ich kann förmlich die Fragezeichen in ihren Augen sehen. Doch sie sagen nichts, und darüber bin ich nur froh. Nach ein paar belanglosen Gesprächen verabschiede ich mich für die Nacht und gehe auf mein Zimmer.

Mein Zimmer ist total cool, es gehört zwar zum Wohnhaus, doch man erreicht es über einen eigenen Zugang. Ich muss also aus dem Haus, in unseren Hof, diesen überqueren und eine kleine, steile Treppe hoch zu meinem Zimmer gehen. Davor ist noch eine süße »Veranda«, wie ich sie nenne, und dann beginnt auch schon mein kleines Reich. Mit Daniel zusammen habe ich vor etwas mehr als einem Jahr die Wände und die Decke neu gestrichen. Anstatt Fasching zu feiern, haben wir die freien Tage damals genutzt, um mein Zimmer ein bisschen schöner, schlichter und erwachsener zu gestalten. Ich mag es jetzt so sehr und fühle mich richtig wohl darin.

Es ist wirklich toll, so zu leben, irgendwie unabhängig und so erwachsen. Nur wenn ich auf die Toilette muss, muss ich leider immer einmal raus und die Treppe runtergehen, denn die befindet sich sozusagen im Raum unter mir. Viele meiner Freunde sagen, das sei *der* Horror, wenn sie nachts mal auf Toilette müssten, aber ich finde, man gewöhnt sich daran.

Ich ziehe mir eine Jogginghose an, setze mich auf mein Bett und fahre meinen Laptop hoch. Ich öffne die Internetseite unserer Schule und logge mich mit meinen Daten im Schulserver ein. Unsere Schule hat diese Plattform, auf der Schüler und Lehrer miteinander kommunizieren können, ganz praktisch für Arbeitsaufträge und Daten. Dort suche ich meinen Sportlehrer. Ich will ihm eine Nachricht schreiben.

Während ich ihm mitteile, dass ich mich aufgrund des Hörsturzes die nächsten zwei Wochen schonen muss, macht sich in mir ein Gefühl von Erleichterung breit. Ich habe mich wegen meiner sportlichen Leistungen im Abi in letzter Zeit sehr unter Druck gesetzt und meinem Sportlehrer vor einer Woche noch mitgeteilt, dass ich mich doch statt in Turnen lieber in Volleyball prüfen lassen wolle. Er war nicht sehr begeistert und hatte mir aufgetragen, in Ruhe meine Entscheidung zu überdenken. Da ich wirklich nicht gut in Volleyball bin, aber relativ gut in Turnen, kann ich die Reaktion meines Lehrers zu hundert Prozent verstehen. Die Beweggründe für den Tausch hatte ich sicherheitshalber für mich behalten. Wahrscheinlich war es mir mal wieder unangenehm, die Wahrheit zu sagen und möglicherweise wegen Übertreibung blöd dazustehen.

»Aber wieso willst du denn nicht mehr turnen?«, war seine Frage. Die Antwort darauf ist wieder schwammig und undeutlich. Ich versuche es mit einem Beispiel: Mit etwa elf Jahren konnte ich problemlos auf einer Metallstange balancieren, ohne runterzufallen. Heute, ein paar Jahre später, soll ich im Sportunterricht beim Turnen auf einem Schwebebalken, der wesentlich breiter als diese Stange von damals ist, balancieren und kann einfach mein Gleichgewicht nicht halten. Ja, das klingt nach einem kleinen Problem, das man mit Übung und ein paar Tipps und Tricks gut lösen kann, doch es hilft einfach alles nichts. Und bevor ich in der praktischen Abiprüfung hundertmal vom Balken falle, lasse ich es lieber gleich sein. Das ist wohl einfach nicht mehr mein Ding, denke ich, und will darum versuchen, meine Note mit Volleyball irgendwie zu retten. Das habe ich meinem Sportlehrer so natürlich nicht gesagt, wie gesagt, ich habe ihm eigentlich überhaupt keinen greifbaren Grund genannt.

Einen Tag später, es ist Freitag, der 24. März 2017, um genau zu sein: Ich setze den Blinker rechts und fahre von der Autobahn ab. Zum Glück kenne ich mich durch meine Zeit in der Fahrschule ein bisschen in der Gegend aus. Ich weiß also ungefähr, wohin ich muss. Ich fahre etwa einen Kilometer auf der Landstraße, dann erreiche ich den Ort. Dort fahre ich auf den nächsten Supermarktparkplatz, stelle mich an die Seite, damit ich niemandem im Weg stehe, und schaue kurz auf Google Maps nach der Praxis. Ich versuche mir den Weg einzuprägen und starte den Motor. Nach etwa fünf Minuten halte ich vor einem weißen neuen Gebäude an der Hauptstraße. Das muss die Augenarztpraxis sein, die mir empfohlen wurde. Ein neben der Eingangstür angebrachtes Schild bestätigt meine Vermutung. Ich

klingle, drücke die Tür auf und nehme die wenigen Stufen zum Eingang der Praxis.

Ich hatte meine Klassenkameraden gebeten, mich bei unserem Lehrer zu entschuldigen und zu sagen, dass ich wegen des Arztbesuches später in den Unterricht kommen würde. Und jetzt stehe ich hier, pünktlich um acht Uhr morgens, zu meinem Termin, anstatt im Unterricht zu sitzen. Ich denke darüber nach, wie mein Lehrer wohl reagiert, wenn meine Mitschüler ihm sagen, dass ich mich verspäte und warum. Haben Lehrer Mitleid und machen sich Sorgen um Schüler? Oder sind sie per se genervt, wenn man zu spät kommt?

Ich bin der einzige Mensch in der Praxis. Na, da bin ich wohl ziemlich pünktlich. Mich begrüßt eine nette junge Frau hinter dem Anmeldetresen mit einem Lächeln.

»Ich habe einen Termin um halb neun, mein Name ist Bierwirth.« Ich halte ihr meine Versichertenkarte vor die Nase. Sie scannt sie, gibt sie mir zurück und schickt mich ins Wartezimmer. Dort sitze ich und fühle mich irgendwie sehr erwachsen, ich bin ganz allein hergefahren und bringe diesen Termin jetzt hinter mich. Nach etwa zehn Minuten werde ich aufgerufen und in das Arztzimmer geleitet. Dort begrüßt mich der Arzt, er hat einen Akzent, ich glaube, er ist Grieche. Erinnerungen an den Griechenlandurlaub vor zwei Jahren werden wach. Ich sitze auf dem Untersuchungsstuhl, in dem Raum ist es sehr dunkel, und gegenüber an der Wand sind mehrere Plakate mit Zahlen und Buchstaben darauf angebracht. Jetzt muss ich wahrscheinlich wieder einen Sehtest machen, und dann bekomme ich später das Rezept für die Brillengläser in die Hand gedrückt.

»Was führt Sie zu mir?«, fragt er mich.

»Ich sehe nicht gut und glaube, dass ich eine Brille brauche«, antworte ich recht abgeklärt und emotionslos.

Der Arzt kommt auf seinem Drehhocker (ich finde die Dinger wirklich so cool!) zu mir gerollt, lässt mich durch eine Art Glasscheibe schauen und leuchtet mir in die Augen. Sekunden, die mir wie Stunden vorkommen, vergehen, und die Stille im Raum ist fast schon unerträglich. *Was guckt er denn so lange in meine Augen, sollte ich nicht erst mal einen Sehtest machen?*

»Sind Sie allein hier?«, fragt er mich und schaut mich mit durchdringendem Blick an. Ich bin ein bisschen verwirrt und antworte: »Ja, ich bin mit dem Auto gekommen.«

Er geht zur Tür und ruft nach der Dame am Empfang. *Was hat er denn jetzt vor?*

»Sie sind ein Notfall, ich überweise Sie in die Klinik. Ihre Augen sind gut, aber die Nerven dahinter sind angeschwollen. Sie fahren jetzt sofort mit dem Auto nach Hause, und danach lassen Sie sich bitte fahren. Sie bekommen eine Überweisung

von mir und fahren direkt in die nächste Augenklinik!«

Jetzt bin ich vollkommen durcheinander und fühle mich schlagartig überfordert von der Situation. Ich muss doch eigentlich in die Schule, mindestens meinem Lehrer Bescheid sagen.

Als ich mit der Überweisung wieder im Auto sitze, greife ich nach meinem Handy und tippe auf den Kontakt meines Papas. Ich erzähle ihm stockend von der Diagnose und dass wir direkt in die nächste Augenklinik fahren müssen. Er versucht mich zu beruhigen und sagt, ich solle erst mal nach Hause kommen. Ich fahre los, und in meinem Kopf spielen sich verschiedene Szenarien ab: Wir fahren in die Klinik, ich mache ein paar Tests, und am Ende brauche ich wirklich einfach nur eine Brille, oder sie finden irgendetwas, das eine Brille nicht einfach beheben kann, und das Ganze wird womöglich eine größere und längere Sache, oder, oder, oder ... Der Zeitpunkt hätte auf jeden Fall nicht ungünstiger sein können, denn ich habe *keine* Zeit. Ich versuche, nicht so viel an die Ungewissheit zu denken, was diese Diagnose für mich bedeutet, und mich ganz auf das Autofahren zu konzentrieren.

»»Notfall«, steht auf dem Überweisungsschein«, lese ich meinem Papa vor. Wir sind auf dem Weg in die Klinik, und Papa und ich suchen Antworten auf unsere Fragen: warum, weshalb, wieso meine Nerven angeschwollen sind. Wir sind eben noch am Stall vorbeigefahren, um meine Mama auf den neuesten Stand zu bringen. Sie ist aus allen Wolken gefallen. Hoffen wir jetzt einfach mal, dass es nach genauerer Untersuchung Entwarnung geben wird.

In der Klinik angekommen, gehen wir zur Anmeldung, wo mindestens zwanzig Leute warten. Da bekommt man doch sofort gute Laune und freut sich auf die Stunden, die man mit Warten verbringen wird, ohne zu wissen, was mit einem als »»Notfall« so los ist. Nach dreißig Minuten bin ich endlich angemeldet und warte, dass mich ein Arzt aufruft.

»Sorry, du musst dich links neben mich setzen, rechts verstehe ich dich nicht so gut«, bitte ich meinen Papa, als er mich fragt, ob ich Hunger habe. Irgendwann werde ich aufgerufen. Wir folgen der Stimme in einen sehr leeren weißen Raum, nur mit einem Gerät auf dem Tisch, das ich so noch nirgendwo gesehen habe. Und zwei Stühlen: einem auf der einen, einem auf der anderen Seite des Ungetüms. Es erinnert mich ein bisschen an einen sehr veralteten Computer der ersten Stunde. Später erfahre ich: Es handelt sich um ein OCT-Gerät, mit dem die Netzhaut der Augen mit Laserstrahlen abgetastet wird. Ich muss mein Kinn auf eine Kunststoffvorrichtung legen, und von der anderen Seite aus schaut mir eine Frau durch eine Art Mikroskop in die Augen:

»Jetzt bitte auf mein rechtes Ohr gucken und nicht mehr bewegen«, lautet ihre Anweisung.

Nachdem sie Fotos von meinen Augen gemacht hat, werde ich weitergeschickt. Es werden noch ein Sehtest und eine Gesichtsfeldkontrolle gemacht. Keiner sagt mir oder meinem Papa irgendetwas Genaues. Mann, Papa tut mir richtig leid! Der wartet eigentlich die ganze Zeit nur und kauft mir was zu essen und zu trinken. Ich versuche, etwas runterzukriegen, schaffe aber nur ein paar Bissen. Mir ist wieder ein bisschen schlecht, das ist wahrscheinlich der ungewissen Situation und der damit verbundenen Nervosität geschuldet.

Mittlerweile ist es schon vier Uhr nachmittags, mein Papa und ich haben schon so viele Stunden mit Warten verbracht, dass ich langsam genervt und ungeduldig werde. Irgendwann kommt eine junge Ärztin, die gebrochen Deutsch spricht, auf uns zu und erklärt uns, dass ich in die Notaufnahme der Uniklinik zu einem Neurologen müsse. Die Gründe stimmen mit denen des Augenarztes überein: Meine Sehnerven sind geschwollen, und das muss sich eben dringend ein Neurologe anschauen.

»Ich habe schon angerufen und Bescheid gesagt, dass Sie kommen«, gibt die Augenärztin uns noch mit auf den Weg. Zum Glück ist die Augenklinik auf demselben Gelände wie das Hauptgebäude der Uniklinik, in dem die Notaufnahme ist, sodass Papa und ich zu Fuß rübergehen können. Im anderen Gebäude angekommen, nehmen wir die Treppe runter zur Notaufnahme, ziehen eine Nummer und warten auf meine Anmeldung. Schon wieder warten. Ich habe manchmal das Gefühl, wenn man lange auf etwas wartet, weiß man irgendwann nicht mehr, worauf man eigentlich wartet. Ich muss daran denken, wie viel Zeit ich hier heute verliere und dass ich unbedingt noch für meine beiden Prüfungen in der nächsten Woche lernen muss. Dieser Tag läuft nach Strich und Faden anders als geplant. Eigentlich bin ich mit dem Gedanken heute Morgen aufgestanden, nur das Rezept für eine Brille zu besorgen. Und jetzt sitze ich in der Notaufnahme der Uniklinik und warte auf einen Neurologen. Auf der anderen Seite bin ich irgendwie auch froh, dass mein Problem endlich so ernst genommen wird und wir die Lösung jetzt gemeinsam suchen.

»Frau Bierwirth?«, endlich werden wir aufgerufen. Mein Papa und ich folgen dem blonden Arzt, es ist der Neurologe, durch die großen Glastüren, auf denen in Großbuchstaben »Stopp« geschrieben steht. Er führt uns in das erste Zimmer auf der linken Seite. Es ist ein typisches Untersuchungszimmer, eine Liege und ein Schreibtisch mit Computer sind vorhanden. Wir setzen uns auf die Stühle vor dem